

stehen bleiben

Michael Krethlow, *Galerie und Kabinett, Bern/Bruxelles und Verlag Edition Atelier, Bern, Juni 2013*

Das vorliegende Buch umfasst Fotografien aus dem Werk Anna Altmeiers aus dreissig Jahren. Begonnen Anfang der achtziger Jahre, richtet Anna Altmeier ihr Interesse auf das stark besetzte Feld klassischer Fotografie mit Themen wie Landschaft, Mensch und menschlicher Lebensraum. Diesem Wagnis ist sie bis heute treu geblieben, denn im Umgang mit tradierten Bildern hat sie besondere Formen zeitlicher und räumlicher Bezüge festgestellt, die sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart auszulösen vermag. Dieses Buch ist als Summe solcher Bezüge aufzufassen, in der es gilt, einzelne Teile im Ganzen zu verstehen und das Ganze aus dem Einzelnen. Es ist eine Ansammlung verwandter Bilder, die als Bilderherde zusammenstehen und wirken. Eine Form der Mnemosyne, weil die Fotografin sich der eigenen künstlerischen Individualität entledigt, um ein allgemeines Bildgedächtnis aufzuwecken. Anna Altmeier zeigt uns, was wir scheinbar schon kennen, so dass wir stehen bleiben und uns zu erinnern versuchen. Eine Form von Anachronismus liegt diesem Vorgehen zugrunde, in dem in unterschiedlicher Weise das Thema des Vergangenen angesprochen wird. Nicht Zeitlosigkeit, sondern Zeitgebundenheit und das Sichbewusstwerden des Verlustes des Geschehenen. Die Traurigkeit eines Fotoalbums. Weniger mit dem Wunsch einer Suche nach der verlorenen Zeit als eine nüchterne Verortung des Geschehenen im Vergangenen. Das Abgeschlossene.

Eine Aufnahme zeigt ein Mädchen, wie es ein Fahrrad schiebt, auf dessen Gepäckträger ein farbiger Ball mit dem Bügel festgeklemmt ist. Es blickt nach hinten, wohl, um sich zu vergewissern, dass der Ball noch da ist. Man denkt vielleicht an ein Motiv von Paul Senn oder Henri Cartier-Bresson und wird sich gewahr, dass diese Farbfotografie auf eine zeitliche Differenz hinweist und diese zu reflektieren versucht. Obschon das Bild eine reale Handlung zeigt, wirkt es als Inszenierung. Wir glauben, dieses Bild als Bild wiederzuerkennen, obschon uns die Handlung fremd ist. Es suggeriert Wiedererkennbarkeit ausserhalb unseres Erfahrungsbereiches (S. 85).

Eine Gruppe von drei Fotografien beschreibt eine junge Frau in einem Zimmer, sitzend, als Schatten und sich bückend. Ungestört und scheinbar unbeobachtet beschäftigt sie sich in ihrem kleinen Wohnraum mit häuslichen Dingen.

Zwischenzeitlich setzt sie sich auf ihr Sofa, ruht. Ihre äussere Erscheinung ist auf allen drei Aufnahmen nur bedingt sichtbar, ihre Persönlichkeit nur angedeutet. Ebenso der Raum, den wir in seiner Gesamtheit nicht zu sehen bekommen. Alles, was uns gezeigt wird, ist ohne besondere Merkmale, gewöhnlich und seltsam einfallslos. Unser Interesse an diesen Aufnahmen wird dadurch ausgelöst, dass die Spärlichkeit der Information einer Abstraktion gleichkommt, einer inhaltlichen und formalen Verallgemeinerung, die in unserem Bewusstsein eine Schnittmenge bildet. Wir glauben, die Person zu kennen, dieses Bücken, dieses Sitzen und diesen Schattenwurf bei einem solchen Licht in einem solchen Raum. Wir als Betrachter füllen die Informationslücken, indem wir die Bilder an uns selbst zu binden versuchen (S. 114/115).

Eine andere Fotografie zeigt eine Autofahrt, bei der das Vergangene in Form einer gelben Ente dem Betrachter entgegenfährt und sich etwas Zukünftiges ausgerechnet im Rückspiegel ankündigt. Da lacht der Clown! Er lacht über dieses merkwürdige Zusammentreffen der Zeiten, er, der selbst zum Symbol von Nostalgie und Vergänglichkeit geworden ist (S. 54/55).

Oder das Bild mit dem gestürzten Skateboarder. Erinnern wir uns allenthalben an einen ähnlich peinlichen und schmerzlichen Moment in unserer eigenen Vergangenheit? Dieses kunstvolle Platsch der Hände auf dem flachen Asphalt, der beissende Schmerz und die anderen im Hintergrund, die lachen müssen und dabei in Verlegenheit geraten und wegschauen (S. 61). Oder der Mann, der unter dem Auto werkelt, ein überkommenes Sujet aus dem amerikanischen Film. Hier aber ohne heroischen Beigeschmack, schlicht und einfach und alltäglich, eine Momentaufnahme, etwas, an das man sich zu erinnern glaubt, und als Bild sicherlich eine Form von Anachronismus (S. 88/89).

Stehenbleiben im Sinne von Innehalten bedeutet die Unterbrechung einer Bewegung. Als ob wir das Buch Anna Altmeiers wie einen Spaziergang lesen könnten, der uns einlädt, hie und da stehen zu bleiben und zu schauen. So beginnt der Spaziergang in der Natur, führt uns an Seen und Bäumen vorbei, vorerst in schwarz-weisser oder nahezu monochromer Landschaft. Der Nebel hängt wie ein gezogener Vorhang am Horizont, sichtbar gewordene Stille in einer romantischen Landschaft. Man möchte gern Kind sein beim Anblick dieser Weite und an der Hand der Mutter gehen. Der Blick ins Wasser am Ufer, wo sich Bäume spiegeln und taumeln wie impressionistische Zeichnungen. Wo dem Spiegelbild etwas Künstliches anhaftet, als sei dies eine Filmprojektion auf der fluiden Oberfläche. Später erreichen wir ein altes Haus mit einer

merkwürdigen Fassade, aus zwei Wänden bestehend, die eine drei Fenster tragend mit zerschlagenen Scheiben, die andere reich geschmückt mit alten Plakaten. Da lesen wir House of Light, Turnhalle Pestalozzi Thun 1999, 17.30 Uhr, Kreditanstalt & Nadakesch in: „Hailights“. Können wir uns daran erinnern? Unbekümmert schreiten wir weiter und folgen einer langen, mit weissen Regenpfützen bemalten Landstrasse. So mancher Gedanke dringt jetzt aus dem Gedächtnis beim Gehen neben dieser wässerigen Spur. Wir erinnern uns an die nähende Freundin, an die zahllosen Briefe, die sie schrieb, und an graue Tage. Auch sehen wir wieder ganz deutlich die tote Taube, die auf der Matte lag. Schön zurechtgelegt wirkte das Bild, weiss wie Schnee und ohne jegliche Spur von Verletzung, wie ein schlafender Engel lag sie da. Und als wir dann ans Meer gelangt sind, sehen wir über dem Horizont diesen silbernen Lichtstreifen. Menschen weit davor, die wir nicht hören.

Auf unserem Weg erreichen wir die Aussenviertel der Stadt. Aus dem Schornstein der alten Fabrik steigt Rauch auf, körniges Ausatmen, Glut im Inneren und Arbeiter mit kohlegeschwärzten Gesichtern. Wir denken an Bill Brandt. Ganz anders verhält es sich in den bunten Wohnquartieren der Stadt, wo wir sechs alte Damen grüssen, die vor den Wohnblöcken auf Bänken Platz gefunden haben. Denken Sie um Gottes willen nicht, dass diese Frauen mit den Händen auf dem Schoss und den Grossmutterröcken jemals den Gruss eines fremden Spaziergängers erwidern! Die schauen nur zu uns hinüber und denken sich ihren Teil. Wir dagegen ziehen vorbei und flüstern leise: Fassbinder. In der Stadt geht es drunter und drüber. Geschäftige Menschen sehen wir nur wenige, da sie im Inneren der Stadthäuser arbeiten. Dagegen treffen wir, die Flaneure, auf unsere lieben Verwandten, die Müssiggänger. Junge Menschen, gut gelaunt. Sie lachen einander an, rauchen Zigaretten, beugen sich zueinander. Hätte man nicht noch einiges zu bestaunen auf diesem Spaziergang, man möchte sich zu ihnen gesellen.

Das Gartentor öffnet sich leicht. Wir betreten einen grünen Zaubergarten. Grasbüschel wie putzige Haustiere säumen den Weg. Goldene Gräser verbeugen sich, und die Bäume verdrehen sich wie Tänzer. Wir suchen vergebens nach Bewohnern. Die schönen Farben und das goldene Licht betören unsere Wahrnehmung. Sind wir in ein Kindermärchen gefallen? Müssen wir hier eine Rolle übernehmen? Wir wollen hier nicht länger bleiben und suchen den Weg hinaus aus dem vermeintlichen Paradies. Lange schreiten wir durchs Gras, durchqueren Wälder und erreichen schliesslich höher gelegene Gegenden. Von hier oben überblicken wir die Landschaft und sehen, wie die Wolken dunkle Schatten in die Täler werfen. Wir sehen über die Bergwipfel und

glauben, endlich die grossen kosmischen Zusammenhänge spüren zu können. Diese luftige Höhe und dort unten die kleinen Bächlein, Häuschen, Felder und Bäumchen. Was anderes sollten diese mächtigen Berge tun, als diese zerbrechlichen Menschen mit ihren ebenso fragilen Einrichtungen in der Tiefe einzufrieden und zu beschützen. Wir sehnen uns nach Unseresgleichen und beginnen mit dem Abstieg. Vorbei an Gletscherseen mit grünlichem Wasser und seltsamen Eisformen gelangen wir auf weiten Steinwüsten immer weiter in das Tal. Bald schon sehen wir Menschen, die sich auf einem Hügel versammelt haben. Was tun sie nur dort? Wir finden keine Antwort. Dann bemerken wir einen Bauern, wie er einen Anhänger mit einem Milchkessel vor sich herschiebt. Sein Kind folgt ihm geschwind. Die Szene ereignet sich im Gegenlicht, und später sind wir nicht mehr sicher, ob wir uns diese Idylle nicht bloss eingebildet haben.

Erst gegen Abend erreichen wir die Stadt. Die Strassen sind beleuchtet und von Menschen bevölkert. Das Licht über dem Stadtpark feuerrot. Der Verkehr ermattet und als sich die Menschen in ihre Wohnungen zurückgezogen haben, beenden wir unseren Spaziergang.

Bald werden wir das Buch von Anna Altmeier wieder öffnen und zu einem neuen Spaziergang aufbrechen. Die Bilder und Erinnerungen werden durcheinandergeraten, und wir werden nicht sagen können, wann wir uns wo aufgehalten haben und ob die Bilder, die uns Anna Altmeier zeigt, nicht unsere eigenen Bilder sind. Auch werden wir nicht mehr darüber im Klaren sein, ob dieser Spaziergang jemals stattgefunden hat.